

durch die Reporter des Rathhauses in die Presse lanciert, in der Form, als hätte Kaufmann ihn in freier und selbständiger Entscheidung ausgestellt. Das war eine Schmach, die dem Berliner Rathhause kein Regen abwachen wird. Kaufmann mußte jetzt entweder seinen Verzicht anerkennen oder sagen: was ich im Irrenhause unterzeichnet habe, ist rechtsungültig. In jedem dieser Fälle war er ein gebrochener Mann.

In Friedrichroda, wohin er zu seiner körperlichen Wiederherstellung ging, hat er wohl noch daran gedacht, den Kampf aufzunehmen, aber die finstere Vorstellung: Es wird dir immer anhängen, daß du im Irrenhause gewesen bist, lähmte seine Arme. Dann traf den Gehirnen im Sommer dieses Jahres ein Schlaganfall, und nun gab es für Kaufmann nur noch einen Retter: den Tod. Die süßlichen Zeitungsnachrichten von seiner Wiederherstellung und so weiter waren müßiges Gerede; seine Freunde wußten, daß es zu Ende ging und sie konnten dem tapferen und treuen Manne, dem nagende Qual jeden künftigen Tag des Lebens verbittert hätte, nichts Besseres wünschen, als baldige Erlösung.

Nach Berlin kehrte Kaufmann nur zurück, um zu sterben. Vorher verzichtete er auf seine Waise, nicht weil er müde geworden war, wie es in den Zeitungen steht, sondern weil er sterben wollte. Es war der letzte Seufzer des Opfers.

### Politische Uebersicht.

Es wird fortgeworfen!

Wenn der Pfarrer Raumann ein wahrer Prophet wäre, so müßten wir jetzt bald eine Auflösung des Reichstags und Neuwahlen erleben. Die Dinge haben sich genau so entwickelt und so zugespielt, wie das jeder Tiefenbäcker auch ohne große Prophetengabe voraussagen konnte: der Bund der Landwirte hat die bürgerlichen Mittelparteien terrorisiert und hält die überagrarisches Mehrheit im Reichstag mit Fuch und Schwertel zusammen. Aus schlotternder Angst vor den bevorstehenden Reichstagswahlen fällt diese agrarischen Forderungen anrecht, mit denen keine Regierung, auch die des Herrn v. Wangenheim, Rasche und Bohn nicht, Handelsverträge abschließen könnte. Die Regierung ist jetzt in einer bitterbösen Lage: selbst wenn sie nachgeben möchte, könnte sie nicht; selbst wenn sie mit übermenschlicher Selbstverleugnung ihr „Unannehmbar“ zurücknehmen wollte, würde ihr das dem Ausland gegenüber nicht nützen. Mit den überagrarisches Forderungen belagert Deutschland in aller Welt seine Handelsverträge, und Handelsverträge müssen wir haben, sonst geht die deutsche Exportindustrie zu Grunde.

Der Konflikt, in dem die Regierung sich befindet, wird nun durch die Thatsache vertieft, daß die überagrarisches Parteien, Konserervative, Centrum und Nationalliberale, dieselben sind, mit denen die Regierung jahrelang, jahrelang ihre Politik macht. Dadurch — so rechnen der Pfarrer Raumann und andere politische Missionäre — wird die Frage der Handelspolitik notwendig zu einer Frage der Allgemeinpolitik; die Regierung wird vor die Wahl gestellt, entweder mit der Handelsvertragspolitik überhaupt zu brechen und Deutschland dem sicheren wirtschaftlichen Ruin entgegenzuführen oder sich auf andere Parteien zu stützen, die dadurch „regierungsfähig“ würden. Das Vorbild dieser politischen Krise findet Raumann in der Situation des Winters 1893/1894. Damals wurde der russische Handelsvertrag gegen die Stimmen der Konservativen, eines Teils des Centrum und der Nationalliberalen mit den Stimmen der Freisinnigen und Sozialdemokraten abgeschloffen. Die Sozialdemokratie hat in jenen Tagen den historischen Moment, regierungsfähig zu werden, sandte verjährt; und jetzt kommt der große Augenblick wieder. Wäge sie diesmal mit Schlangenzunge und Taubeneinstimmigkeit, was zu ihrem Frieden dient! Amen.

Diese Rechnung klingt ganz plausibel; allein sie hat verjäherte Lächer. Gewiß ist die Regierung in einer unmöglichen Lage, und wenn sie ihren Namen wirklich verdienen würde, müßte sie jetzt eine Entscheidung über die Handelspolitik der Zukunft herbeiführen, selbst auf die Gefahr hin, damit eine Schwelung in ihrer Allgemeinpolitik riskieren zu müssen. Allein dazu müßte die Regierung viel konsequenter, viel entschlossener sein, als sie dies in Wirklichkeit ist. In allen Ländern mit konstitutionellen Halbdritten geht man großen Entscheidungen immer behutsamer aus dem Wege; in Oesterreich-

Ungarn, in Deutschland, weicht man schon seit Jahren jeder politischen Fragestellung ängstlich und behutsam aus und verlegt sich immer ausschließlicher auf das „sich durchsetzen“. Darin liegt ein ganz sicherer Instinkt; die regierenden Kreise wissen recht wohl, daß die wirklichen politischen Verschiebungen sich in ihren Wirkungen von Tag zu Tag mehr vertiefen würden, und man fragt sich bange, ob das morsche Gebälk der alten Gesellschaft noch überhaupt große Veränderungen aushalten könnte.

Gewiß, die deutsche Reichsregierung ist den Kommissionsbeschlüssen gegenüber in einer sehr ählichen Lage. Aber bei Nichtbegehen ist die Situation der Regierungsparteien auch keine rosigere. Der ganze Unterschied besteht nur in der Thatsache, daß die Regierung ferner vom Schutze der Reichstagswahlen steht als die bürgerlichen Mittelparteien. Das ist aber zugleich Graf Willows Stärke. Die Regierung kann jetzt, wenn sie dem agrarischen Ansturm gegenüber fest bleibt, sich der ultramontanen Gefangenschaft mit einem Schlag entziehen und das Centrum an die Wand drücken, daß es quiesch und verriet. Daher auch die täglich sich steigende Wut der Centrumpresse gegen den Reichskanzler, der sich durchaus nicht dazu bequemen will, dem Centrum ein erlösendes Lichtwort zuzurufen und der „regierenden Partei“ die böse Zwischmühle der Reichstagswahlen unter dem Brotwucher zu erparen.

Graf Willow weiß aber ganz genau, daß das Centrum es darauf gar nicht ankommen lassen wird. Die Zumutung, ein entscheidendes Wort zu sprechen, giebt er mit diplomatischer Höflichkeit an das Centrum zurück, und er kann überzeugt sein, daß das Centrum einer Kräfteprobe ebenso ängstlich aus dem Wege gehen wird, wie er selbst. Auch beim Centrum ist der Weisheit letzter Schluß das „sich durchsetzen“, und es wird, wenn es im Plenum Farbe bekennen muß, mit zwei Zungen reden und die Abstimmung schließlich so dirigieren, daß das „Vorteilinteresse“ dabei einzig gewahrt bleibt.

Die dramatischen Konflikte, die gewisse „Realpolitiker“ von den Widersprüchen zwischen der Handelspolitik und Allgemeinpolitik der Regierung erwarten, werden also kaum zur Entladung kommen. Der Ausgleich zwischen Regierung und Kommission ist für die agrarischen Mehrheitsparteien ebenso sehr ein Lebensinteresse wie für die Regierung. Der Kompromiß ist zwingende Notwendigkeit für die regierenden Kreise wie für die regierenden Parteien; er ist in der Solidarität der herrschenden Klassen verankert. Jede Verschiebung der bestehenden Parteigruppierung würde die schwersten politischen Erschütterungen nach sich ziehen, und dazu wird weder die Regierung noch eine der regierenden Parteien die Initiative ergreifen. Eine solche kann nur von außen kommen — durch die Initiative der Wähler.

#### An Jolas Grab.

Aus Paris wird uns geschrieben: Wie in seinem Leben, so ist Jola auch nach seinem Tode von der Parteien Gunst und Haß umhüllt. Kaum hatte er sich in Frankreich — später als im Ausland — für sein großes Dichtertalent Anerkennung erlangen und seine leidenschaftlichen literarischen Freunde zum Schweigen gebracht, als sein Eingreifen in die Dreyfus-Affaire ihn mitten in einen gefährlichen Strudel politischer Kämpfe warf.

Jetzt, an seinem Grabe, kann man so recht die Tiefe des Hasses erkennen, den sich der tapfere Kämpfer seitens der nationalistischen Elemente zugezogen hat. Die gewerbdunghigen Patrioten mit Hochfart und Drummet an der Spitze haben freilich schon längst an Stelle der berühmten französischen Höflichkeit die Saugrohre zum Rang einer Nationalungend erhoben. Aber ihre Schimpf- und Schandartikel am offenen Grabe Jolas überreichen doch selbst das Maß dessen, was man ihnen hätte zumuten mögen. Die erschütternd-gräßlichen Umstände von Jolas' ihrem Tode haben sie nicht nur nicht zu einiger Zurückhaltung gezwungen — sie dienen ihnen vielmehr zur rohesten Befriedung des witen Feindes.

Das dramatische Antijemitenblatt: Libre Parole verkündet Jolas Tod in Affichentlettern durch die Worte: „Ein naturalistisches Fait-divers“ (Volaterrignis) — „Jola erstickt“. Und Trimonts Nachruf-Artikel ist auf den Ton jener rohen Spitzmarke gestimmt. Ihm ist Jolas Eingreifen in die Dreyfus-Affaire, wenn überhaupt erklärlich, so nur als Folge einer „gewissen Geistesföhrung“, und der „Besudler unserer Fahne“ sei von einem „unsihtbaren Bluch“ befallen zc. Der Verjüngungskamp Raschejort führt Jolas Kampf ums Recht auf „Reklamesucht“ zurück und sucht seinem verblödeten Vespulikum weis zu machen, Jola habe Selbstmord begangen — „aus Eitel“ gegen seine dreyfusitische Umgebung. Ähnlich wird das von nationalistischer Seite lancierte Selbstmord-„Gerücht“ in

mehreren anderen patriotischen und Herkal-militaristischen Blättern aufgeschlachtet. Der fromme Gaulois verteidigt sich zur Auslassung, daß, wenn mit Jola die letzten Stunden der Dreyfus-Affaire begraben blieben, jener damit dem Vaterland „den ersten Dienst“ erwiesen haben werde. . . . So belit und heult und jodelt — mit zwei onständigeren Ausnahmen — die ganze nationalistische Presse.

Die vornehmsten Bourgeois-Zeitungen: Temps und Journal des Débats zeigen sich mehr oder minder reserviert, mehr oder minder kühl. Beide vermeiden es wohlweislich, Jolas Anstürten in der Dreyfus-Affaire zu würdigen, auch der halb-dreyfusitische Temps im Artikel des verspäteten Dreyfusisten, Jules Claretie. Die wölnistischnen Débats sind dafür desto größer in der Beurteilung von Jolas literarischen Verdiensten.

Es ist auch gut so. Der Dichter des Germinal, des Döbäcle, der Drei Städte und der Vier Evangelien hat wahrlich nicht die Anehre verdient, von den Klassenbewußten Organen der Bourgeoisie gelobt zu werden. Nach ihrem Lob hat er in den letzten Jahren seines Wirkens am wenigsten gezeigt. Um so dankbarer war er für die Zeichen der Anerkennung aus proletarischen Kreisen — so, als ihm organisierte Pariser Arbeiter noch vor Abkühl der Dreyfus-Krise ein bronzenes Standbild: Triumph der Wahrheit, überreichten, das Werk des Bildhauers Baumé, eines Bruders des Sekretärs des Pariser Gewerkschaftsartikels.

Die demokratisch-sozialistischen Kreise schiden sich an Jolas Bestattungsfeste zu einer großen Massenfundgebung zu Ehren des Verstorbenen zu gestalten. Das Partier allemantische Sekretariat wird an der Fier in corpore teilnehmen und ladet alle Mitglieder der allemantischen Partei ein, „dem Verfasser des Germinal und des Briefes: Ich klage an! die letzte Ehre zu erweisen.“ Ähnliche Beschlüsse haben bereits mehrere andere allemantische und jan-ölnistische Gruppen gefaßt. Jaurès schreibt in der Petite République: „Ohne Zweifel wird das ganze Volk von Paris sich zur Bestattungsfeste des großen Mannes drängen, der das Volk hoch genug achtete, um ihm die Wahrheit zu sagen.“

Aus dem Ausland laufen einmütige Guldigungstimmen der Presse und — besonders aus Italien — zahlreiche Beileidkundgebungen ein. Der italienische Unterrichtsminister grüßt in seiner Beileiddepesche an seinen französischen Kollegen „das Grab desjenigen, der gewollt hat, daß seine sehr große Kunst der Ausdruck der Wahrheit und das Werkzeug der sozialen Erlösung sei“.

Wolffs Depeschsbureau meldet noch aus Paris unterm 2. Oktober:

Das Fach, in welchem das Testament Jolas sich befand, ist heute nachmittag in Gegenwart der Frau Jola geöffnet worden. Das Testament ist veriegelt und wird gesehndig von dem Präsidenten des Collège de France geöffnet werden. Man weiß indessen aus einem dem Testament beigefügten Schriftstück, daß Frau Jola Unterstarblich ist und daß der Verstorbene keine Anordnungen für sein Begräbnis getroffen hat.

### Deutsches Reich.

#### Papierwucher.

In einem Artikel über „die zukünftigen Papierzölle“ erörtert die Holzstoff-Zeitung in ihrer letzten Nummer den normalen Preis des Zeitungsdruckpapiers. Das Blatt schreibt wörtlich: „Als normal kann man doch nur einen Preis annehmen, der früher Jahrzehnte lang bezahlt wurde und das sind 70 Pfg. per Kilö.“

Die Preise, wie sie zur Zeit bezahlt werden — Preise von ca. 20 Pfg. — seien nur durch Anwendung der „Montage“ der Papierfabrikation ermäßigt worden. Sie müssen so rasch als möglich verschwinden, 70 Pfg. ist der Normalpreis!

Man sieht, unsere Industriellen geben den Agrariern an Unverschämtheit nichts nach. Trotz allem Verpönlkel und rednerischem Angelwechself zwischen ihren parlamentarischen Vorposten ist der Bund zwischen Großkapital und Großgrundbesitz die Grundlage für alle zukünftige Jollpolitik — so lange das Volk nicht ein kräftig Wortlein dreinspricht.

Die Papierfabrikanten erklären also, der gegenwärtige Papierpreis müsse um 250 Prozent gesteigert werden. Freilich, sie haben ganz recht, „früher“, d. h. vor 40 und 50 Jahren, war der 70 Pfg.-Preis die Norm. Aber was für eine technische Revolution ist nicht seit jener guten, alten Zeit eingetreten?

Die Mitteilungen der Vereinigung für die Holzfragen der Papier verarbeitenden Industrie und des Papierhandels weisen in ihrer Nummer vom 27. September darauf hin, wie seit der Vererbung von Holzschliff und Cellulose zur Papierbereitung die Fabrikationstechnik sich verändert habe. „Während noch vor

entsetzten Augen, und der Vater raste umher und schlug mit einem Stock alles kurz und klein. Krach, jetzt gegen die Wand — klirr, jetzt in den Küchenrahmen. All das schöne Porzellan in Scherben.

„Wahr!“

Er hörte sie nicht; immer weiter fuchtelte er mit dem Stock. Da stürzte sie vollends ins Zimmer, riß das Kind aus dem Bettchen und presste es an ihre Brust, daß er's nicht loschlug.

Jetzt erst bemerkte er sie. „Du — Du —!“

Sie floh, — er ihr nach, mit dem Stock drohend.

Sie flog die Treppe hinunter, er polterte hinterdrein.

„Meine Frau — ich schlag se tot — meine Frau!“ Ueberlaut dröhnte seine Stimme durch das nachstille Haus.

Thüren knarnten und wurden geöffnet, Lichtschein fiel heraus.

Sie floh in sinnloser Angst.

„Meine Frau — halt se fest — wo is se — meine Frau?“

Immer weiter floh sie — jetzt war sie unten im Keller. In der dunkelsten Ecke kauerte sie sich nieder, ihr Herz pochte rasend, ihr Kopf war verwirrt. Mit aufgerissenen Augen ins Dunkel starrend, das wimmernde Kind fest an sich gedrückt, lauschte sie nach oben. Hier würde er sie nicht finden. Noch hörte sie sein Geschrei: „Meine Frau, meine Frau“ — dann andere Stimmen.

Das ganze Haus war alarmiert. In einem Gefühl unfählicher Scham kroch Mine immer mehr in sich zusammen.

Nach und nach wurde es still, sie hatten ihn wohl begüht. Noch immer lauschte sie mit angehaltenem

Atem; endlich richtete sie sich auf. Wie lange sie wohl hier gefessen hatte? Sie war ganz steif. Fridchen nieste und hustete; die hatte sich gewiß erkältet! Oh, wohin jetzt — wohin —?!

Sinauf in ihre Wohnung traute sich Mine noch nicht. Langsam, schwerfällig stieg sie die Kellertreppe hinauf, am liebsten wäre sie auf allen Wieren gekrochen, ihre Füße wollten sie kaum mehr tragen. Wohin — wohin —?!

Bei Bartuschewski's schimmerte noch ein Licht. Trotz dem die feind mit ihr waren, sie nicht einmal mehr grüßten, klopfte sie dort an. Die Bartuschewski, in Unterrock und Nachtjacke, öffnete. „Bartuschewski is oben bei Ihren Mann“, flüsterte sie und zog Mine hastig über die Schwelle. „Kommen Se rein!“

Ein paar Augenblicke sahen sich die beiden Frauen stumm an, dann nickten sie sich zu — traurig, verständnisinnig, — und weinend fielen sie sich um den Hals. Sie waren verjöhnt.

Am Morgen, als Mine ihren Mann aus dem Hause wußte, kletterte sie die vielen Treppen hinauf. Heut konnte sie nicht zur Arbeit gehen, und wenn sie die Wajachstelle deswegen verlieren sollte; ihr war zu elend. Wie eine alte Frau hielt sie sich am Treppengeländer fest und erliefte mühsam Stufe um Stufe. Ihr Herz klopfte, als sie die Linke ihrer Stubenthür niederdrückte — wenn er nun noch drin war?! Sie mochte ihn gar nicht wiedersehen — nein, nie, nie wieder!

Mit einem beflommenen Atemzug trat sie ein. Er war fort! Da war das zerrwühlte Bett; Kissen und Leintuch und Judecke, alles durcheinander geknüllt. Da stand die schmutzige Wajachschale, das Wasser war noch geröket — da lag das Handtuch, mit dem sie ihm das Blut ab-

gewaschen — und da, gedunkelte Blutstropfen, überall, auf den Dielen, auf der Schwelle.

Und Scherben, Scherben! Die grelle Morgenjonne zeigte alles.

Mit einem Wehlaut kniete Mine neben dem Deschen nieder. Oh, ihr Stolz, ihre einzige Zierde, ihr schöner Küchenrahmen! Ein einfames Töpfchen hing unversehrt ganz oben, sonst baumelten nur noch ein paar Gentel in den blauen Wänden. Alles war abgeschlagen, aber auch alles. Selbst die hölzernen Kochlöffel hatte er demoliert. Der Wüterich!

Mit zitternden Händen las Mine die Scherben in ihre Schürze; sie schnitt sich dabei in die Finger, aber sie merkte es nicht. Wie vernichtet kauerte sie auf dem Boden und starrte den leeren Küchenrahmen an.

So fand die Bartuschewski sie, die mit Fridchen nachkam. In mitfühlender Geschwägigkeit suchte sie Mine zu trösten, aber diese schüttelte den Kopf, immerfort wimmernd: „Mein Küchenrahmen, mein Küchenrahmen!“

Fridchen, die erst mit vertunderten Augen umhergestarrt, fing jetzt kläglich an zu weinen; sie fürchtete sich vor der wüsten Stube, fürchtete sich auch vor der Mutter und klammerte sich, von ihr zurückweichend, an den Rock der Bartuschewski.

Das brachte Mine wieder zu sich. Sich die noch ungeläuteten Haare aus dem Gesicht streichend, erhob sie sich mit einem tiefem Seufzer. Es half doch alles nichts, das war nun mal so. Sie machte sich ans Aufräumen. Die Bartuschewski war so freundlich und nahm ihr die Scherben mit nach unten — ihr schönes Porzellan eigenhändig in den Müllkasten werfen, nein, das konnte sie nicht, das brach ihr das Herz.

(Fortsetzung folgt.)